

„Wahrheit! ... überpassante Freieit!“
„Vielleicht für dich, Mama, für mich nicht. Für mich sind die „Wahrheit“ Wahrheit und die „überpassante Freieit“ jenseits mir richtig. Und da ich mein Leben leben muß, nicht du, so werde ich tun, was ich für richtig erkannt habe.“

„Dane meine Einwilligung?“
„So schwer es mir wird - auch ohne deine Einwilligung, wenn du dich nicht überlegen läßt, daß ich im Recht bin zu tun, was ich tun will!“

Frau von Werz begann zu weinen.
Auch Diga mißgiel sie ein und fand Franzis Idee abschlechtig.

„Direkt degradierend! Ich begreife nicht, wie eine Dame auf solche unseine Gedanken kommen kann!“

„Ja, aber eine Dame, die sich von einem Manne ernähren läßt, der sie nichts mehr angeht, das ist selbster, nicht wahr?“

Diga lächelte die Äußerin.
„Er ist es zu verzeihen. Nicht bleibt Recht. Um Recht braucht man nicht zu mäßen.“

Es gab da kein Versehen. Es waren zwei Weltanschauungen, die sich gegenüberstanden. Die eine suchte auf dem geschriebenen, die andere auf dem eingeborenen Recht, - eine Eingangs hier unmöglich. So reiste denn Franzis eines Tages nach Wien ab, ohne daß Frau von Werz und Diga ihr „Lebensohn“ sagten. „Sie soll tun, was sie mag.“ Wenn sie uns durchaus Schwand machen will, gut! Aber dann sind wir eben fertig mit ihr!“

Elde hielt zu Franzis. Es gefiel ihr, eine Gegenpartei gegen Diga zu bilden. Den Arbeitsdrang der Schwester begriff sie ja nicht ganz, sehr gut aber ihr Drängen von Hause fort, in neue Verhältnisse.

„Ach, Franzis, du hast's gut!“ sagte sie, als sie mit ihr in der dümmlichen Wahnwörterhalle stand und auf den Wiener Schreier wartete. „Ich wollte, ich wär' auch schon so weit wie du!“

„Elde, ich bin noch gar nicht so weit! Ich tu' gerade den besten Schritt. Jetzt heißt's erst lernen ... und sich fassen ... das wird alles nicht leicht sein! Und jedenfalls dauert's etliche Jahre, bis ich genug zum Leben verdiene ... Aber dann, steht du, wenn ich dann so weit bin, dann darfst du sagen, daß es mir gut geht!“

Elde sah mit klarem Augen hinaus in die Welt, um die das mühsame Ruder der Glasplatte den durchsichtigen Rahmen spannte.

„Gut, fort!“ sagte sie, „muß das schon sein! Fort fahren, ins Unbekannte hinein mit einem, den man lieb hat, Schöneres gibt's genug nicht auf der Welt!“

Franzis sah sie von der Seite her an. Sie fand die Schwester verändert gegen früher. Härter in den Zügen, gestärkter im Ausdruck.

„Aha, Elde, das' nur Geduld! Auch dauern's auch für dich nicht. Eine Arbeit, eine Erläuterung findet man's immer ... vielleicht kannst du mit deiner Malerei allmählich was machen. ... Und wenn du einmal partout fort willst, dann kommst du zu mir! Verhänger werden wir wohl nicht! Aber ich mein' immer, du bist noch gern in München ... recht gern sogar!“

Elde überhörte gefächelt die kleine Frage, die in den Worten lag. Um dieser Frage willen, die sie schon ein paar mal in Franzis Augen zu lesen gemeint hatte, war sie froh, daß die Schwester nicht darüber, Franzis war so nicht Diga - es hätte wahrheitlich nicht lange gedauert und sie würde ganz von selbst auf Elde's Geheimnis gekommen. Und Elde wollte dies Geheimnis kleinen Menschen preisgeben. Niemand sollte von dem Glück wissen, das ihr in dem entleerten Atelier anstahlte. Niemand sollte kontrollieren können, wie sie heute mit Rothauer stand und wie morgen, mit jemand mit Schadenfreude berückeln, wenn morgen vielleicht schon in Egeren am Boden lag, was heute so treu, so halbglücklich schien. ... „Willt sein und warten!“ alle Tage sagte sie sich vor, wurde nicht müde, es sich zu wiederholen, wenn's ihr auch oft schwer wurde, dem eigenen Gebot zu folgen, wenn es sie reizte, den verstorbenen Blumenmaler Franzis den Namen „Rothauer“ entgegenzuschleudern, wenn sie ungeduldig werden wollte vom Schönen, vom Warten auf das eine Wort, das er doch immer sprach.

Nach Franzis Waise brauchte sie freilich zunächst keine Entschuldigungen im Familienkreise zu fürchten. Frau Diga war einem neuen, persönlichen Heiratsplan auf der Spur, und folglich blind und taub für alle anderen Interessen.

Sie hatte einen Dichter kennen gelernt, einen wirklichen Dichter; aber einen Dichter, der Geld verdiente, dessen

Stände in Berlin Reputationskämpfe waren und auch aber alle Verbindungen gingen. Diga hatte ihn durch einen annahmigen Zufall kennen gelernt, als sie mit den Kindern im Schlosspark von Nymphenburg spazieren ging. Der kleine Madlon plumpste, während sie die Späne fütterte, ihr Gummiroll in den Teich und der Dichter, der unten auf einer Bank saß, sprang herbei und holte ihn aus dem Teich, von dem weichen Steinen der Wasserseife überflachten Gewässer heraus. Es ergab sich dann fast von selbst, daß er mit der hübschen Mama und den Kindern noch weiler im Park umherstreunte, sich natürlich vorstellte - Hans von Warberg - und ein bißchen von sich erzählte.

Er war eben erst von Berlin gekommen und wollte in München bleiben. Mädchen mit seiner Nähe, seiner Gemütslichkeit, seinen Künstlern, seinen Bergen beruhte ihn, wie es die Norddeutschen immer begehrt, wenn sie es erst kennen lernen. Hier wollte er bleiben, hier müßte sich's herrlich arbeiten lassen. Sobald er erst eine passende Wohnung hatte (er wollte eine Gartenvilla in der Vorstadt mieten), würde er Frau und Kinder nachkommen lassen. ...

Als er „Frau und Kinder“ sagte, war Diga ein wenig enttäuscht und dachte, daß es eigentlich zweifellos sei, länger mit ihm auf dümmlichen Parkwegen zu wandeln. Als sie ihn aber im Lauf der Wochen und Monate lernte, daß sie, ob er sie nicht besuchen dürfte, näher kennen lernte, begriff sie, daß Frau und Kinder hier weniger eine seltsame Einzelheit darstellten, denn eine Befreiung.

Hans von Warberg hatte als blutjunger, noch völlig unbekannter kleiner Rebellator seine Jugendliebe geheiratet, eine hübsche, brave Bürgermädchen, das damals sehr gut zu ihm gepaßt hatte. Kinder kamen und zogen den ohnehin nicht sehr weiten Horizont der Eltern noch mehr ein; der Ruhm kam, der äußere Erfolg an Ehren und Geld hob den Mann hoch empor, weit über seine Familie hinaus, daß sie, obgleich vereint, doch oft meilenweit voneinander getrennt schienen. ...

Als Warberg seinen ersten großen Erfolg errungen hatte und aus dem thüringischen Städtchen, an dessen Gimmelfium er gelebt, nach Berlin verzogen war, entwickelte er sich denn auch alsbald zum „unersättlichen Mann“. Er wurde in reiche, große Häuser geladen, sensationellbedürftige, eitle und verlogene Damen umschwebten ihn und fanden seine erkaunte Unbescheidenheit entzückend. Seine Frau paßte weder in diese Häuser, noch zu diesen Damen und bald wußte man gar nicht mehr, daß Warberg verheiratet war. Er lebte stumm, mitunter ein wenig toll, wie ein Zungenfelle der Großstadt, begehrt aber seltsamerweise trotz gelegentlicher Liebhaftigkeit eine tiefe, innere Abneigung gegen das weisliche Berlin W, das ihn umdrängte. Er, der aus einer bescheidenen Waisenfamilie stammte, empfand zu deutlich das Parvenuhafte ihrer Lebenshaltung und ihrer geistigen Wehrlosigkeit, die in Wirklichkeit gar keine Wehrlosigkeit, sondern nur Mangel an Wehr waren, vermehrte das bißchen Wärme, das bißchen künstlerische Erbe, das den Evidenzen eingeboren ist. So wurde es seiner Frau nicht allzu schwer, ihn noch immer zu behalten, wenn sie ihn auch häufig nicht mehr sehte. Er sagte zwar mitunter nach einem „Koll-weiß“ oder nach einem „Bambir“, hatte auch schon etliche Male an Scheidung gedacht (oder vielmehr: einige der Damen, die ihn umdrängten, hatten an Scheidung gedacht), wenn aber die Vollweiber und Agypire ihn ordentlich ausgebeutet und die heiratungsfähigen Missionsdamen ihn über gemacht hatten mit ihren Bonaditäten und Gelehrtheiten, dann kehrte er sehr gern wieder in den Schoß der Familie zurück, wo man ihn weder mit finanziellen noch mit geistigen Ansprüchen kam, sondern ihn in Ruhe arbeiten und seine Aprismen austoben ließ, die eben zum Dichter gehören.

Diga hatte ihm auf den ersten Blick gefallen, wie ihm eben alles gefiel, was er in München sah. Als sie ihm erzählte, daß Lenbach sie gemalt hatte, „nicht auf Bestellung, das hätten wir gar nicht bezapfen können, sondern weil er meine Farben so maulerlich fand“, war er entzückt. War das nicht eine himmlische Stadt, in der irgendeine hübsche Frau, die man traf, gleich von einem großen Meister portretiert wurde?!

Er war nach und ein Dichter obendrein. Darum dauerte es gar nicht lange und er hielt Diga auch für eine bedeutende Frau. Sie schwatzte ihm dieselben Phrasen vor, die schon Doktor Wamann gut gefallen hatten.

„Ich war ja mit meinem Manne sehr glücklich. Er hat mich auf Höhen getragen. Aber tief hinein brin ich doch etwas kumm gelassen in mir. ... Mein Mann hatte eben gar keine literarischen Interessen. ... Ich dagegen hätte mich gerade für das Drama interessiert. ... Wer nicht wahr,

man paßt sich eben dem Manne an, man wird, selbst wenn man ein geistig stärker Mensch ist, doch sein Geschöpf ...“

Warberg seufzte.
„Hübsche Frau, das sagen Sie aber, glauben Sie mir, die Weisheit der Frauen denkt gar nicht daran, sich dem Manne anzupassen. Sie haben ihren eigenen, elend kleinen Intellektkreis und aus dem sind sie nicht mehr herauszutreten. Das Glück, eine freie, entwicklungsfähige, geistig regionale Gemütskraft zu finden, das wird den meisten von uns zu spät. Wenn wir schon gebunden sind ... nicht mehr los können von alten Pflichten ...“

Ihre Gespräche bewegten sich häufig um dies Thema. Warberg hat oft zu Diga, auch er seine Gartenvilla gefunden hatte und die Familie nachkommen ließ. Er machte seine Frau nicht mit Diga bekannt.

„Sie passen gar nicht zusammen! Sie ist eine brave, kleine Hausfrau - Sie dagegen ...“

Er vollendete nicht, aber seine Augen sprachen deutlicher, als alle Worte gekonnt hätten.
„Aid mache er Diga zur Vertrauten seiner ehestlichen Miere, die sich in seiner angenehmen Plausigkeit als ungeheuerlich darstellte. Seine Frau war einfach eine Gans ... eine leinliche, quengelige Person, die an all seinen Nerven zog und geriet und ihm jede Schaffenskraft, jede Lebensfreude löschte. ... Er redete wie ein Bergweiser die Arme zum Himmel.“

„D, sei sein, noch einmal feil sein und wäßen können! Das Weib an sich reizt herein, das für uns geschaffen worden ist, auf uns gewartet hat von Urbeginn an!“

Auch er klägerer und klägerer Kopf als der Digas wäre bei seinen Worten wohl gläubig und heilig geworden. Diga be und sich denn auch bald in einem Zustand des Wohlbehagens und der Annäherung, wie nie zuvor. Sie rekapituliert: Lenbach hatte sie gemalt - ein reicher Mann hatte sie in erster Ehe geheiratet, ein berühmter in zweiter - daß Hans von Warberg sich um ihr Vermögen scheiden lassen würde, fand für sie außer allem Zweifel. Für eine Fierde Deutsche war sie angepaßt worden, an seinem Arm wähte sie in die Literaturgeschichte einjehlet.

So ungefähr dachte Diga, obwohl sie auf die Literaturgeschichte keinen besonderen Wert legte und auch nicht vertraut mit ihr war. Aber sie hatte Warbergs „Das letzte Wort“ im Schaulichdruck gelesen, erklärte es für das stärkste deutsche Drama seit „Maria Magdalena“ (das nach ihrer wirtlichen Meinung „ein grandioses Stück“ war) und beneuerte Warberg unaufhörlich, daß sie nicht Hebel sein dramatischer wie sie „den großen Buh“ habe, lauter Phrasen, die sie in Windeseile ihm selber ab ernt, teils aus Beschränktheit, die er ihr brachte, anzugeben hatte, die aber bei dem nahben und zugleich eitlem Mann stets ihre Wirkung taten. D, freilich hatten sie auch in Berlin solche Redensarten für ihn gerechelt, aber da war er nichttrautlicher gewesen, schuldiger. ... An die Dffenherzigkeit der Mädchen und glaubte gewissermaßen mit Recht daran, denn Diga glaubte selbst an alles, was sie sagte. Wenn sie belog, so belog sie immer zuerst sich selbst - (Fortsetzung folgt.)

Das Ende der Diensthötennot.

„Hauswirtschaftler“ und „Küchenarbeiterinnen“ in Amerika und England.

Eine in jeder Beziehung zufriedenerstellende Bedienung zu erhalten, ist jetzt fast so schwer wie die Aufgabe, auf einem Werdenden eine Seefahrt zu suchen. Und leider steht es gar nicht so aus, als ob eine Besserung in dieser Hinsicht zu erwarten wäre. Für manches Heim ist dieser Mangel an häuslicher Hilfe geradezu eine Katastrophe, und wird oft zu einer Katastrophe, an der selbst eine glückliche Ehe Schiffbruch leiden kann. Es ist daher wohl zeitgemäß, zu sehen, wie man sich im Auslande mit dieser Not abhülft.

In Amerika war, wie man weiß, der Mangel an Diensthöten bereits vor dem Kriege recht fühlbar, während dagegen in den meisten Ländern Europas erst die Kriegsverhältnisse die Frauen von der häuslichen Arbeit fortzogen und hierauf einen großen Mangel an Diensthöten herbeiführten, der noch für lange Zeit nicht behoben sein wird. Die Frau eines sehr bekannten Newyorker Arztes hat nun kürzlich ein aufsehenerregendes Buch über den Mangel an häuslicher Hilfe und über die Möglichkeiten geschrieben, diesem Mangel abzuhelfen. Frau Vereloy betont, daß die Ursache eines derartigen Mangels vor allem die Inzulänglichkeiten der Hausangestellten mit ihrer Stellung ist. Vergleichlich man diese

mit der eines Bureau- oder Ladenangestellten, so kann man verstehen, daß die Diensthöten einen Platz außerhalb des Familienlebens vorziehen. Denn was tut wohl in der Regel das Haus für die jungen Mädchen, die es in seinem Dienst hat? Es schänkt ihre Freiheit ein, stellt wirtschaftliche Regeln auf und treibt Bestimmungen, die in die Praxis auch eigenhändig der jungen Mädchen einzutreten. Die Diensthöten ihrerseits haben kein wirkliches Interesse am Zusammenleben mit der Familie. Frau Vereloy schlägt deshalb eine ganz neue Ordnung der Dinge vor, durch die man nach ihrer Meinung große Vorteile zu erreichen und ein besseres Zusammenleben erreichen kann. Sie will, daß die Diensthöten eines Hauses gleich dem Geschäftszugang nicht in der Familie wohnen, und daß sie selbst für ihre Kost und ihre Wäsche sorgen. Ihr Arbeitslohn soll acht Stunden betragen, und ihr Lohn wird nach den Ausgaben berechnet, die vorher zusammen für Koch, Wäsche, Wohnung und Essen der Diensthöten erwartet werden. Die Hausgröße oder soll außer der großen Wäsche alle Arten häuslicher Arbeit ausführen können; sie soll sich nicht als Köchin oder Stubenmädchen spezialisieren. Sie soll das Essen zubereiten, reinmachen, anrichten, servieren und Wäsche auswaschen können. Sie hat, ganz nach Lebensart, eine halbe oder eine ganze Stunde frei, um die Mittage zu bereiten, was sie entweder im Hause, oder irgendwo außerhalb zu sich nimmt. Ihr erstes Frühstück hat sie einzuhalten, ehe sie zur Arbeit geht, und zu Abend kann sie nach der Arbeit in ihrer Wohnung oder sonstwo essen.

Nach dem System arbeiten die Diensthöten im Haus der Frau Vereloy, einem großen Diensthaus, um viel Hilfe gebraucht wird. Natürlich kann dort die ganze Arbeit nicht von einem einzigen Hausknechten geleistet werden, sondern Frau Vereloy braucht gleichzeitig mehrere Diensthöten. Die es neue Dienstverhältnis stellt sich auch erheblich blüher als das gewöhnliche System heraus: man braucht keine besondere Einstöhlenzimmer, und es verlangt weniger Aufwendungen, wenn man die Hausknechten nicht selber in Kost hat. Frau Vereloy sagt nach einer achtjährigen Erfahrung aus, daß ihre Helferinnen jetzt der besten sozialen Schicht angehören wie Verkäuferinnen und Bureauangestellte; sie sind intelligent, haben gutes Schulunterricht genossen und arbeiten besser und rascher, da sie ein bestimmtes Maß von Arbeit in einer bestimmten Zeit ausführen müssen.

Die Arbeit ist nun natürlich nicht gleich von leben oder acht Uhr morgens bis vier oder fünf Uhr nachmittags während die Freizeit rechnet nicht in die Arbeitszeit, sondern wird eingehalten. Die Arbeit in einem großen Haushalt wird auch sehr aufwendig, ein anderer Helfer kommt mit später geht. Die Einrichtung muß natürlich weitestgehend angeordnet werden, so daß die Helferinnen ohne Hindernis nach ihrer „frühen Ruhe“ ein gutes Essen bekommen und ungehindert zu einem Haushalt, in dem man jetzt zwei Diensthöten hat, wird man in der Regel mit zwei Hausknechten auskommen, die nach dem System arbeiten. Als Arbeitstage rechnet man wie in einem Geschäft wöchentlich sechs, nur braucht der arbeitshötenfreie Tag nicht immer der Sonntag zu sein. In Amerika sind heute bereits viele Damen dem Beispiel der Frau Vereloy gefolgt und erklären sich mit dem System sehr zufrieden.

In England hat Lady Rendon während des Krieges eine „Women's Legion“ gebildet, die den Mädelchen unterstand, und deren Mitglieder Arbeiten aller Art leisteten, von der Führung von Krankenwagen bis zum Eisenlohn. Die Legionäre sind nun nach dem Kriege als Hausangestellte in den Privatleben übergegangen, behalten aber ihren militärischen Titel und tragen eine Art Uniform mit Dienstabzeichen, damit ihre während des Krieges geleistete Arbeit nicht in Vergessenheit gerät. Jede „Militärin“, die Privatdienst wünscht, muß eine Probezeit von drei Monaten bei einem häuslichen Arbeitgeber durchmachen, ehe sie Legionärin wird. Dann aber kann sie wohnen, wo sie will, und selbst für ihr Essen sorgen. Wenn sie dagegen in der Familie Platz hat, wird ihr ein bestimmter Betrag vom Lohn abgezogen. Die Legionäre sind freie „Hausarbeiter“ oder „Mädchenarbeiter“, ganz wie in einer Fabrik. Eine ähnliche Einrichtung ist von der englischen „Young Women's Christian Association“ getroffen worden, die ein großes Personal für die jungen Mädchen unterhält.

Die große Frage bei all diesen Vorschlägen, die häusliche Arbeit mit anderer Verne zu organisieren, besteht die, ob alle die jungen Mädchen auch die Kraft haben, moralisch im Gleichgewicht zu bleiben. Ein anderes Schicksal trifft ihre Kost: die Verjudung, den angebotenen Bedarf in dieser

